

Camille Kouchner

Die große
Familie

Camille Kouchner

Die große Familie

Aus dem Französischen übersetzt
von Hanna van Laak

Blessing

Die französische Originalausgabe erscheint unter dem Titel
»La familia grande« bei Éditions du Seuil in Paris

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage, 2021

Copyright © 2021 by Camille Kouchner
Copyright © 2021 der deutschen Ausgabe und Übersetzung
by Karl Blessing Verlag, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: Pustet, Regensburg
Umschlaggestaltung: geviert.com, Christian Otto

Printed in Germany
ISBN 978-3-89667-727-3

www.blessing-verlag.de

*Für Marie-France.
Für Tasio, Elsa und Elias
Und alle ihre Cousins und Cousinen.*

Einige Vornamen wurden von der Autorin geändert.

Und mein Herz ist gefügig,
aber nicht resigniert.

Victor Hugo, »À Villequier«
(*Les Contemplations*)

I

Meine Mutter starb am 9. Februar 2017. Ganz allein im Krankenhaus von Toulon. In ihrer Krankenakte steht: »Sie starb in Anwesenheit ihrer Angehörigen«, aber keines ihrer Kinder war an ihrer Seite.

Meine Mutter ist ohne mich gestorben, winzig in ihrem Krankenhausbett. Und damit muss ich nun leben.

Drei Wochen zuvor hatte sie erfahren, dass sie Krebs hatte. Drei Wochen Untersuchungen, die zu einer absurden Entscheidung führten: Sie wurde operiert. Basale Segmentektomie, der Tumor wird entfernt. Kein Grund zur Beunruhigung. Sie hatte mir geschrieben: »Mach dir keine Sorgen, ich bin nicht allein.«

Meine Mutter hat sich davongestohlen. Man hat ihre Behandlung eingestellt, eine leere Floskel, ohne mich nach meiner Meinung zu fragen, ohne zu warten, bis ich komme, um ihre Hand zu halten. Man hat ihrem Leiden ein Ende bereitet, indem man ihr das Herz herausgerissen hat. Man hat sie daran gehindert, die Worte ihrer Kinder zu hören, beruhigende oder aufmunternde Worte, Worte des

Abschieds und der Liebe. Meine Mutter ist fern von mir gestorben.

Ich schreibe diese Worte Jahre später. Ich schreibe »meine Mutter ist gestorben«, aber ich spüre ihre Abwesenheit in diesem Moment nicht. Natürlich habe ich einen Kloß im Hals, Tränen steigen in mir auf, aber der Abschiedsschmerz ist unwirklich.

Ich habe meine Mutter tausendmal verloren, dieses Mal werde ich sie nicht verlieren.

*

Ihre Augen vielleicht.

»Die Augen. Können sie ihre Augen nehmen?« Ich gebe die Frage an meine Brüder weiter. Austausch von SMS.

»Anscheinend ist nichts außer den Augen brauchbar. Die Lunge, das Herz, die Leber, niemand will sie haben. Aber die Augen würden sie gern nehmen. Seid ihr damit einverstanden? Wir überlassen ihnen Mamas Augen? Und was machen wir sonst? Luz fragt, ob wir damit einverstanden sind, dass sie in Sanary beerdigt wird. Was ist unsere Meinung dazu? Sie hätte es so gewollt, oder?«

Zum Nachdenken ist keine Zeit mehr. Sofort antworten, damit die Fragen versiegen, damit sie aufhören. »Ja, ja, okay, wenn du glaubst, dass das gut ist, ja, in Ordnung.«

Von den Bergen aus, wohin ich mich zurückgezogen habe, regle ich die letzten Details der Beerdigung meiner Mutter. Luz, meine kleine Schwester, ist im Krankenhaus in

Toulon. Am Telefon erklärt sie mir: »Jeans und blauer Kapuzenpulli, was sie gerne trug. Was hältst du davon? Stell dir vor, sie würden ihr einen Slip anziehen? Ich würde ihnen sagen: ›Kommt nicht infrage! Meine Mutter hat nie einen Slip getragen! Sind Sie verrückt oder was? Wir werden das überprüfen!«

Luz und ich wissen, dass diese Geschichte mit dem Slip uns zu ganz besonderen Waisen macht. Für uns Mädchen ist der Verlust unserer Mutter gleichbedeutend mit der Angst, dass diese Erinnerungen sich auflösen und verlieren. Mit der Gefahr, dass wir eines Tages nicht mehr dieses Bild vor Augen haben, wie sie in den Kräuterwiesen von Sanary kauert und vor Glück seufzt. Jeden Abend rief sie: »Kinder, es ist Zeit, ins Gras zu pinkeln!«, was bedeutete: Zeit zum Schlafengehen. Auf dem Weg zum sogenannten Bauernhaus, immer am gleichen Ort: »Hintern in die Luft, alle zusammen, was für eine Wonne! Genießt die Grashalme, Mädchen! Was für ein Glück, dass wir keine Männer sind!« Meine Schwester und ich, wir sprachen dieselbe Sprache, tauschten Blicke aus für das Morgen, für das Leben später mit unseren eigenen Töchtern, lass es uns versuchen: Sansculotten zu bleiben!

*

Ich habe meine Kinder bei ihrem Vater gelassen und fahre mit meinem Bruder Victor in den Süden. Richtung Toulon.

Im TGV das Geschrei der Kleinkinder, die Mobiltelefone, die Leute, die zu Mittag essen, die Unruhe. Mein Zwillingsbruder und ich, wir sind 42 Jahre alt, wir sitzen

uns gegenüber, sprechen nur mit den Augen miteinander: Glaubst du, wir schaffen das? Ich liebe dich. Ich bin da. Was machen wir da überhaupt? Der schlimmste Tag unseres Lebens ist gekommen.

Vom Zug ins Auto. Victor fährt uns bis nach Sanary. Hôtel La Farandole am Ende der Küstenstraße, ganz in der Nähe unseres Ferienhauses und direkt hinter dem Strand, an dem ich als Kind von einer Qualle gestochen wurde. Dieses Hotel haben wir immer gesehen. Aus der Ferne hat es uns sehr beeindruckt. Ich habe mir gedacht, dass es gut wäre, hier eine Art Basisstation zu haben.

Am Tag zuvor habe ich in der Rezeption angerufen. »Für wie viele Übernachtungen?« Mal sehen ... Ins Krankenhaus fahren, um zu überprüfen, dass es wirklich unsere Mutter ist, die beerdigt wird, ihre Sachen abholen, schlafen. Eine Übernachtung. Sie begraben, wieder abreisen. Es wäre sinnlos, hier Wurzeln zu schlagen. »Eine Nacht nur, bitte.« Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich diesen Satz nie hätte aussprechen müssen. Der singende Akzent des Südens, ein Lächeln am anderen Ende der Leitung: »Also nur ein Kurzaufenthalt. Ist es eine Geschäftsreise?« Ein »Nein« muss genügen. Was soll ich sonst sagen?

*

Wir sind kaum angekommen und haben unsere Zimmer bezogen, da fahren wir schon wieder los. Bloß keine Zeit verträdeln. Richtung Hôpital Sainte-Musse von Toulon. Dort treffen wir Luz und Colin, meinen großen Bruder.

Wir sind nicht gerade ausgelassen und nicht mehr tau-

frisch, sondern ziemlich hilflos und verloren, aber wenigstens sind wir mal wieder zusammen. Umarmungen und Schweigen. Blicke in die Luft. Sinnlosigkeit der Worte. Der bleierne Himmel. Vermutlich beobachtet jeder mit Argusaugen die Reaktion des anderen, niemand kann mit diesem Schmerz umgehen. Sehr vorsichtig lächeln wir uns zu.

Wie eine wiedervereinigte Rockband, ein bisschen klapprig, ziehen wir durch das Krankenhaus und suchen die Leichenhalle.

Wir sind angekommen. Jemand blafft uns an: »Wer sind Sie denn?«

Die Worte lösen sich aus meinem Mund, meine Zunge schlägt an den Gaumen. Meine Stimme ist kaum vernehmbar. »Die Kinder von Madame Pisier. Wir sind ihre Kinder.« Der Angestellte spricht im gleichen Ton weiter, auch er sieht müde und erledigt aus: »Sie ist nicht hier. Nein, nicht bei mir. Keine Madame Pisier. Ich habe keine Madame Pisier. Tut mir leid.« Das ist dreist. Meine Schwester versucht es anders, mit ihrem Ehenamen. Treffer, unsere verlorene Mutter ist wieder da! Ein kurzer Wechsel der Identität hat gereicht. »Sie können eintreten. Ich habe versucht, sie zurechtzumachen, aber es hat nicht ganz geklappt ...« In der Tat.

Ich hatte solche Angst davor, diesen Raum zu betreten. Ich hatte solche Angst, sie könnte aufgewacht, entstellt sein, Angst, sie würde sich weigern, mir zuzuhören, Angst, dass ich nicht weinen könnte, Angst, dass sie vergisst, dass ich ihre Tochter bin, und mir verbietet, näher zu kommen.

Einer nach dem anderen haben wir uns überzeugt. Wovon? Ich weiß es nicht. Jeder von uns ist eingetreten, hat geweint und sich dann wieder entfernt. Ich habe sie oft umarmt, sehr oft, ungeheuer oft, ihre so weiche und eiskalte Haut, und dann habe ich sie um Verzeihung gebeten. Lange.

Wo ist der Aufzug, wo die onkologische Abteilung?

Zombies im Krankenhaus, die nach den Habseligkeiten ihrer Mutter suchen.

Diesmal irren wir uns nicht. »Wir holen die Sachen der Ehefrau ab.« Eine Rockband am Limit.

Eine junge Krankenschwester schiebt einen Wagen, auf dem ein riesiger Abfallsack liegt: »Hier, ich habe nichts Besseres gefunden. Bitte sehen Sie sofort nach, ob ihre Sachen vollständig sind.« Das Los fällt auf den Ältesten.

Colin öffnet den Sack. Heftige Schwaden des Parfums unserer Mutter. Total zugehörnte Rocker. Kein Vergnügen, diese Schlussbilanz. Fangen wir an.

Unser Bruder ergreift einen ersten Gegenstand und blickt uns an. »Eine Fernbedienung? Was ist das für eine Fernbedienung?« Die Krankenschwester, eine kaum zwanzig Jahre alte, enthusiastische Frau aus dem Süden, beantwortet stolz unsere Fragen. »Das ist die Politik des Hauses.« Breites Lächeln. »Die Fernbedienung folgt dem Patienten. Wo ist Ihre Mutter jetzt?« Meine Brüder, meine Schwester und ich angewidert, ausnahmsweise unisono: »Sie ist tot! Wie oft müssen wir das noch sagen!«

Na schön, dann mal los ... Ihr Telefon, ihre Klamotten, ihr Computer, Bücher ... Es ist spät, gehen wir, morgen wird ein harter Tag!

Wir essen am Strand zu Abend. Von uns übrig geblieben sind noch: Colin, der Ältteste, Victor und ich – die Zwillinge –, Luz und Pablo, die beiden Adoptivkinder. Fünf insgesamt. Der Stolz meiner Mutter: »Fünf Kinder, zwei Geburten. Wer bietet mehr?!« Eine etwas angeschlagene Rockband.

Auch meine Cousine Rose ist da. Sie wird morgen bei der Öffnung des Familiengrabs anwesend sein. Ihr Bruder Timothée hat es vorgezogen, nicht zu erscheinen. Ich kann ihn verstehen. Seine und Roses Mutter, Marie-France, liegt dort begraben und wird dann in aller Öffentlichkeit zur Schau gestellt werden. Blieb uns etwas anderes übrig? Die Schwestern Pisier haben Cousins ersten Grades geheiratet. Trotzdem, was für eine Dummheit, dass wir eingewilligt haben, sie so weit entfernt von ihrer eigenen Mutter und von Paris beisetzen zu lassen! So weit weg von uns. Im Familiengrab ihres Ehemanns. Was ist bloß in uns gefahren?

Große Runde im Restaurant. Die Freunde meiner Schwester sind praktisch vollzählig versammelt, meine Schwester nennt sie »meine Couz«. Ihre Cousins, Kinder der Freunde meiner Mutter, sind sanft, nett und traurig. Sie sind hier, bei uns, aber ich höre sie nicht. Auch Roses Vater kommt vorbei. Mein Onkel umarmt uns.

*

Am nächsten Tag Jeans und dicker Pulli. Sich aus La Farandole losreißen. Mit meinen Brüdern und meiner Schwester zurück zur Leichenhalle. Unsere Mutter abholen.

Vorher bitten Colin, Victor und ich um die Erlaubnis, in dem Anwesen in La Plaine du Roy, dem letzten mütterlichen Wohnsitz, vorbeizukommen. Wir haben eine Stunde Zeit. Wir dürfen ihr Zimmer betreten, aber man hat uns vorgewarnt: »Alles oder fast alles ist bereits weitergegeben worden.«

Eine Stunde in dem Anwesen, eine Stunde in dem Zimmer meiner Mutter im ersten Stock, während am Tisch auf der Terrasse ihre Freunde sitzen, die uns nicht sehen und sich weiter unterhalten.

Eine Stunde in dem Anwesen, in der wir in diesem Zimmer eingesperrt sind wie Einbrecher, wie Raubvögel, die alles durchwühlen.

Eine Stunde in dem Anwesen, in der meine Brüder nach Erinnerungen an unsere Mutter suchen. Kein Foto mehr da, kein Brief.

Ich nehme einen Pulli, ein T-Shirt, ihr Parfum, zwei, drei unechte Broschen an mich.

Diesmal das Haus für immer verlassen.

Wir fahren zur Leichenhalle. Wieder heißt es, sich beeilen. Konvoi der fünf Kinder.

In dem kleinen aseptischen Raum, in dem ich die Haut meiner Mama zum letzten Mal berühre, dehnt sich das Leben noch mehr in die Länge. Schweigend stehen Gilles, der Bruder meiner Mutter, und seine Freundin Cécile neben uns, sie sind gekommen, um mit dieser Zeit abzuschließen. Jeder hängt sich beim anderen ein. Die Luft ist stickig. Für

fünf Kinder und zwei Überlebende ist diese Halle winzig. Ein Mimosenzweig im Sarg. Der erschöpfte Angestellte fragt uns: »Ich nehme an, die Mimose geht mit Madame ...«

Schweigen im Auto. Toulon – Sanary. Wir folgen dem Leichenwagen. Vorsichtig.

Die lange Autofahrt durch das Esterel-Gebirge. Meine Mutter verabscheute sie so sehr. Als wir klein waren, holte sie uns in der Nähe von Fayence ab, wo wir den Juli mit unserem Vater verbrachten. Eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen sie selbst lange Strecken fuhr. Fahren musste. Sie organisierte die Reise wie ein Spiel: erste Etappe, bis zur Auffahrt auf die Autobahn; zweite Etappe, die Mautstelle an der Ausfahrt; dritte Etappe, Ankunft in Sanary. Jedes Mal triumphierende Küsse. Während der ganzen Fahrt malträtierten unsere fröhlichen Stimmen, die wie befreit waren durch das Wiedersehen mit ihr, wie in einem Ritual Alain Souchons Chanson: *On avance à rien dans ce canoë ... Tu ne pourras jamais tout quitter, t'en aller ...* »Wir kommen nirgendwohin in diesem Kanu ... Du kannst nie alles verlassen und fortgehen: Professioneller Kanon! Und dann endlich die Ankunft in dem Ferienhaus. »Geschafft! Eure Mutter ist spitze! Was habt ihr nur für ein Glück!« Was für eine Erleichterung vor allem, dass sie uns abgeholt hat.

*

Friedhof La Guicharde. Ins Gras pinkeln mit Colin, alle halten kurz an! Und dann einen Fuß vor den anderen setzen.